

Wie muss und kann die Kirche sich ändern?

Ein neutestamentlicher Anfang

Thomas Söding

1 Die gegenwärtige Herausforderung

Die Kirche steht gegenwärtig inmitten gewaltiger Veränderungen, weltweit und vor Ort. Nicht nur die verheerenden Missbrauchs- und Korruptionsskandale fordern Reformen. Es gibt tektonische Verschiebungen im Erdreich der modernen Kulturlandschaft, die zu tiefen Rissen im Kirchengebäude führen. Grundlegende Renovierungsmaßnahmen stehen an, auch am Fundament. Die großen Stichworte der aktuellen Trends sind schnell genannt, auch wenn die Begriffe laut scheppern: Globalisierung und Digitalisierung, Pluralisierung und Individualisierung, Emanzipation und Säkularität sind Phänomene, die nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche auftreten und neue Formen von Partizipation und *governance* fordern. Kommunikation und Kompetenz müssen neu aufeinander bezogen werden. Innerkirchlich wird ein neues Verhältnis sowohl von Klerikern und Laien als auch von Männern und Frauen eingeklagt, woraus eine neue Balance von Macht und Kontrolle entstehen muss – nicht etwa, weil der sakramentale Charakter der Kirche verkannt würde, sondern ganz im Gegenteil, weil er mit der Berufung aller Getauften, mit der Fülle der Charismen und mit der Gemeinschaft der Gläubigen besser vermittelt werden muss. Im Kern steht das Verhältnis von Glaube und Freiheit.¹

Die Aufgabe der Kirche bleibt inmitten aller Veränderungen so groß wie ihre Faszination: Nur die Kirche kann die Frohe Botschaft Jesu verkünden, dass Gott den Menschen unendlich nahegekommen ist (vgl. Mk 1,14f.) und dass sie berufen sind, mit Gott eins zu werden (vgl. Joh 17); nur sie kann die Sakramente spenden, die in sichtbaren Zeichen Gottes unsichtbare Gnade vermitteln (vgl. Mt

¹ Vgl. T. Söding, B. Oberdorfer (Hg.), *Kontroverse Freiheit. Die Impulse der Ökumene* (QD 284), Freiburg i. Br. 2017.

28,18–20); nur sie kann bezeugen, dass die Werke der Barmherzigkeit zählen, wenn am Jüngsten Tag die Bilanzen des Lebens aufgemacht werden und die Auferstehungshoffnung virulent wird, weil Jesus sich mit den Geringsten seiner Brüder und Schwestern identifiziert hat (vgl. Mt 25,31–46). Deshalb ist es auch die spezifische Mission der Kirche, Gottes- und Friedensliebe zu vereinen. Solidarität und Caritas, Religion und Bildung. Noch in der Empörung über den Missbrauch geistlicher Macht, über klerikalen Machismo und spirituell verbrämte Intransparenz spiegelt sich die Erwartung, dass den großen Worten, die in der Kirche regelmäßig zu hören sind, Taten folgen und dass Jesus nicht tauben Ohren gepredigt hat, wenn er nach Matthäus erklärt:

„Nicht jeder, der zu mir sagt: ‚Herr! Herr!‘, wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel erfüllt.“ (Mt 7,21)

Von einer schlüssigen Antwort auf die Frage, wie die gegenwärtige Herausforderung gemeistert und wie die Krise für eine Stärkung des Glaubens genutzt werden kann, ist die katholische Kirche weit entfernt. Dass es dem Protestantismus und der Orthodoxie nicht viel anders geht, ist ein schwacher Trost.

Der Reformstau ist groß. War es je anders? Zwar gibt es Visionen, die das Bild aus dem 19. Jahrhundert oder auch vom Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) einfrieren wollen. Aber eine starre Größe war die Kirche nie, wiewohl das Tempo der Veränderungen nicht immer gleich hoch gewesen ist und die jeweils aktuellen Herausforderungen typischerweise als besonders schwer erscheinen. Immer ging und geht es darum, *hic et nunc* Kirche zu sein, immer darum, die Kraft des Evangeliums zu entdecken, die Zeichen der Zeit zu deuten und die Gegenwart des Auferstandenen in der Mitte derer zu feiern, die sich in seinem Namen versammeln. Immer gab und gibt es aber auch Streit über den richtigen Weg, das richtige Ziel, die richtigen Mittel.² Deshalb bedarf es valider Kriterien, die

² Gegenwärtig konkurrieren zwei große Nacherzählungen der Kirchengeschichte, die von Max Weber beeinflusst sind, den sie kritisieren: eine protestantische von Jörg Lauster (vgl. J. Lauster, *Die Verzauberung der Welt. Eine Kulturgeschichte des Christentums*, München 42016) und eine katholische von Hans Joas (vgl. H. Joas, *Die Macht des Heiligen. Eine Alternative zur Geschichte von*

helfen, das Bessere vom Guten zu unterscheiden, das kleinere vom größeren Übel, die Chancen von den Risiken.

An dieser Stelle kommt das Neue Testament ins Spiel: nicht, weil früher alles besser gewesen wäre und in der Urgemeinde ideale Verhältnisse geherrscht hätten, sondern weil im Aufbruch zur Völkermission die entscheidenden Impulse für die Entwicklung der Kirche gesetzt worden sind, ohne die es sie gar nicht gäbe.³ Das Neue Testament enthält keine Blaupausen für die Reformen, die heute anstehen. Aber es gibt Orientierungen, die zu jeder Zeit neu entdeckt und genutzt werden wollen. Die Urkirche ist selbst in einem dynamischen Transformationsprozess begriffen, der zwischen Juden- und Heidenchristen weit größere Spannungen aufweist, als sie gegenwärtig auftreten; aber genau deshalb hat die Lektüre der Bibel immer wieder eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern angetrieben. Es wäre heute das erste Mal in der Geschichte, dass dieser Impuls versagte. Er wirkt aber nicht automatisch, sondern muss gesetzt werden: historisch informiert, hermeneutisch differenziert und theologisch engagiert.

2 Die Orientierung am Neuen Testament

Das Neue Testament ist eine riesige Projektionsfläche für Kirchenträume, die sich sehr schnell als Schäume erweisen, wenn sie nicht gut analysiert werden.⁴ Die Frage, was Jesus gedacht, gesagt und gemacht hätte, ist in aller Munde – und darf keine Antwort finden, die nur die eigenen Lieblingsideen legitimieren soll, sondern muss sich von ihm selbst in die Nachfolge rufen lassen. Die Exegese ihrerseits muss nüchtern, aber sie darf nicht schlafmützig sein. Sie muss einerseits auf den Wandel der Zeiten hinweisen, auf die geschichtliche Bedingtheit der biblischen Schriften und auf die Notwendigkeiten ei-

der Entzauberung, Frankfurt a. M. 2017). Aus der angelsächsischen Tradition heraus erklärt sich Peter Brown; vgl. P. Brown, *Through the Eye of a Needle. Wealth, the Fall of Rome and the Making of Christianity in the West, 350–550 AD*, Princeton 2012 [deutsch 2018].

³ Ein breites historisches Panorama zeichnet Dietrich-Alex Koch; vgl. D.-A. Koch, *Geschichte des Urchristentums*. Ein Lehrbuch, Göttingen 2014.

⁴ Programmatisch war Norbert Lohfink; vgl. N. Lohfink, *Kirchenträume*. Reden gegen den Trend, Freiburg i. Br. 1989.

ner kreativen Umsetzung in der Gegenwart. Sie ist aber andererseits auch gehalten, das Feuer des Anfangs zu hüten und weiterzugeben. Sie muss sich deshalb nicht nur ein Bild von den realen Prozessen machen, in denen sich die Urkirche entwickelt hat; sie muss sich auch selbstkritisch mit der eigenen Einstellung auseinandersetzen, in der sie dieses Bild zum Leuchten bringen will.

Zwei widersprüchliche Tendenzen sind stark. Die eine Linie folgt dem Motto: „Früher war alles besser“, die andere dem Sprichwort: „Gut Ding will Weile haben“. Oder musikalisch ausgedrückt: Die einen singen mit Hildegard Knef: „Von nun an ging's bergab“, die anderen mit Udo Jürgens: „Aber bitte mit Sahne“.

In der liberalen Theologie ist die erste Melodie populär. Danach gibt es nicht nur einen ersten Absturz von der Souveränität Jesu zur Mediokrität seiner Jünger, sondern auch einen zweiten von der Höhe paulinischer Freiheiten in die Niederungen frühkatholischer Kasuistik, Skrupulosität und Hierarchie. Durch die Studien von Max Weber zur Soziologie des Urchristentums⁵ hat diese Sicht großen Einfluss gewonnen. Sie führt zu einer starken Relativierung aller Institutionen, von den Sakramenten bis zu Organisationen; sie scheint mit dem Individualismus der Neuzeit kompatibel; sie muss aber reflektieren, welche Machtstrukturen sich dann entwickeln, wenn man die neutestamentlichen Strukturbildungen als Fehlformen betrachtet. Der entscheidende Einwand ist freilich exegetischer Art: So gewiss es einen qualitativen Unterschied zwischen Jesus, dem Erlöser, und der Kirche gibt, der Gemeinschaft der Erlösten, so wesentlich ist der von Jesus selbst mit der Berufung seiner Jünger gestiftete Zusammenhang zwischen der Sendung Jesu und der Kirche; und so unverkennbar Verhärtungen in der Entwicklungsgeschichte des kirchlichen Dienstes auf dem Weg von den Anfängen zu ersten Konsolidierungen des Amtes sind, besonders in der Rolle, die Frauen (nicht mehr) spielen sollten, so nostalgisch ist die Verklärung einer paulinischen Gründungsemphase, die von Anfang an die Weitergabe des Glaubens von Ort zu Ort und dann auch von Generation zu Generation nicht nur mit Rechten und Riten, sondern auch mit dem Dienst verknüpft, zu dem einzelne Gläubige verbindlich beauftragt und bevollmächtigt werden.

⁵ Vgl. M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, in: *Max-Weber-Studienausgabe*, Band I/22,1–5 und I/23, Tübingen 2014.

In der katholischen Theologie ist hingegen traditionell das andere Lied zu Hause. Einerseits wird auf die Pastoralbriefe abgehoben, die bereits das dreifache Amt zu begründen scheinen, weil sie vom Bischof, von Presbytern und Diakonen sprechen (vgl. 1 Tim 3,1–13,5,17–22; Tit 1,6–9); andererseits betonen sie, dass die Kirche erst langsam habe lernen müssen, auf eigenen Füßen zu stehen, so dass die paulinischen Charismen zwar die Begeisterung des Aufbruchs befeuert hätten, aber nicht die nötige Ausdauer für die Mühen der Ebene garantierten. Erst nachdem der Monepiskopat etabliert, der Kanon ratifiziert und Rom als Zentrum der *una sancta* markiert seien, was alles drei zusammenhänge, könne von Kirche im Vollsinn des Wortes gesprochen werden.⁶ Allerdings werden die paulinischen Hauptbriefe durch die Pastoral episteln nicht ersetzt, sondern bleiben Teile der Heiligen Schrift, also nicht nur Reminiszenzen, sondern Orientierungen. Der Kanon ist grundlegend die Sammlung der Bibel Israels und im Blick auf das Neue Testament nur an wenigen Rändern strittig, nicht jedoch in den Evangelien und beim *Corpus Paulinum*, die von sich aus einen quasi-kanonischen Anspruch anmelden. Rom hat zwar schon im Neuen Testament eine Schlüsselrolle in der Kirchengeschichte, wie die Apostelgeschichte, der Römer- und der Erste Petrusbrief beweisen, aber nicht so, dass bereits der Papst als Oberhaupt der Kirche inszeniert und die Kurie als Verwaltungszentrale der Weltkirche etabliert würden.

Wenn beide Tendenzen also problematisch sind, wiewohl sie beide mehr als nur ein Körnchen Wahrheit besitzen, öffnet sich der Blick für diejenigen Entwicklungen, die für das Urchristentum charakteristisch sind. Das Neue Testament bezeugt sie – nicht nur, weil dokumentiert werden sollte, was gewesen ist, sondern vor allem, um neue Worte für Gott zu finden, neue Wachstumsschübe der Kirche auszulösen und neue Lebensformen in der Freiheit des Glaubens suchen zu lassen. In historischen Studien zum Neuen Testament müssen die Bewegungen *sine ira et studio* möglichst breit dargestellt werden, möglichst unabhängig von direkten Verwertungsinteressen, wenngleich nie voraussetzungslos und neutral. In einer Diskussion darüber, wie sich die Kirche ändern kann und muss, ist es aber nicht

⁶ Vgl. H. Schürmann, Auf der Suche nach dem „Evangelisch-Katholischen“ – Zum Thema „Frühkatholizismus“, in: P.-G. Müller, W. Stenger (Hg.), Kontinuität und Einheit [FS Franz Mußner], Freiburg i. Br. 1981, 340–375.

nur erlaubt, sondern notwendig, solche Herausforderungen, Dynamiken und Prägungen zu beschreiben, die der gegenwärtigen Reformdebatte größere Substanz und Stimulanz verleihen können. Viel wäre zu nennen. Drei Aspekte seien genannt: der Sinn für Sprache, die Option für Wachstum und die Zeit für Kooperation.

3 Der Sinn für Sprache

Folgt man dem Bestseller-Autor Erik Flügge, verreckt die Kirche an ihrer Sprache: Weil sie weder auf den Punkt kommt noch den Leuten aufs Maul schaut, wie Luther das getan hatte, sondern in ihrer Liturgie, ihrer Predigt und Katechese einen Dialekt spricht, den nur Insider verwenden und verstehen.⁷

Wenn diese Diagnose stimmt, ist die Lage ernst. Denn der Glaube kommt vom Hören, wie Paulus erkannt hat (vgl. Röm 10,17). Das Christentum ist eine Religion des Glaubens. Zur Kirche gehört man nicht durch Geburt, sondern durch die Taufe, die der Glaube begehrt und die den Glauben bestimmt. Zu Zeiten von Volkskirchen mochte es anders scheinen; das Neue Testament spiegelt jedoch den Ernstfall, der heute wieder häufiger eintritt.

Der Glaube muss verkündet werden: am besten von Angesicht zu Angesicht. Dazu bedarf es einer klaren Sprache. Sie muss verständlich und verbindlich sein. Dass beides einander nicht ausschließt, zeigt das Neue Testament. Nach Lukas gibt der Heilige Geist zu Pfingsten den Startschuss für die Völkermission. Es ereignet sich ein Wunder der Verständigung. Ob man an ein Sprach- oder an ein Hörwunder denkt: Es stellt sich in Jerusalem heraus, dass „Gottes große Taten“ in allen Muttersprachen dieser Welt gleich gut verkündet und verstanden werden können (vgl. Apg 2,1–11). Petrus deutet dieses Phänomen laut Lukas, indem er eine endzeitliche Heilsvision des Propheten Joël anführt:

„¹⁷ Ich werde ausgießen von meinem Geist über alles Fleisch, und prophetisch reden werden eure Söhne und eure Töchter, und eure Jungen werden Gesichte schauen, und eure Alten werden

⁷ Vgl. E. Flügge, *Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt*, München 2016.

Träume haben,¹⁸ und über meine Knechte und über meine Mägde werde ich in jenen Tagen ausgießen von meinem Geist, und sie werden prophetisch reden [...]“ (Apg 2,17f. – Joël 3,1f.).

An Pfingsten wird nicht die Geschichte des Turmbaus zu Babel (vgl. Gen 11) rückgängig gemacht.⁸ Aber die Vielfalt der Sprachen, die nach der Genesis nicht nur ein großer Reichtum, sondern auch eine Quelle von Missverständnissen ist, wird genutzt, um den Reichtum der menschlichen Worte zu erkunden, die zu Medien des Gotteswortes werden. Der Plural der Sprachen erweist sich nicht als Quelle von tödlichen Missverständnissen, sondern von lebendigen Zeugnissen und von guten Übersetzungen, die Verständigungen über Kulturgrenzen hinaus erlauben. Die lange Völkerliste repräsentiert einen multilingualen Kosmos, der am Pfingstfest durch das gemeinsame Judentum des Publikums verbunden ist, aber durch das Evangelium aufgemischt werden wird, sodass auch die Heiden aus den Völkern, in denen die jüdischen Pilger, die Petrus anspricht, beheimatet sind, in die eine Sprachwelt des christlichen Evangeliums einbezogen werden.

Der Heilige Geist lässt laut Joël, Petrus und Lukas „prophetisch“ reden. Das Charisma der Prophetie geht nicht darin auf, die Zukunft richtig vorherzusagen. Die Prophetie⁹ hat, biblisch verstanden, einen konstitutiven Bezug nicht nur zur Zukunft, sondern auch zur Gegenwart und zur Vergangenheit: zur Vergangenheit, weil sie in der Tora, der Gründungsurkunde des Gottesbundes, den Willen Gottes erhellt; zur Gegenwart, weil sie in den Zeichen der Zeit die Spuren Gottes liest; und zur Zukunft, weil sie die Augen für das öffnet, was von Gott kommt und deshalb schon gegenwärtig wichtig ist.

In all diesen Feldern ist es entscheidend, dass Klartext geredet und geschrieben wird. Klartext heißt, dass zur Sache und mehr noch zur Person gesprochen und getextet wird. Mission will nicht überreden, sondern überzeugen: nämlich Menschen, die sagen: „Ich glaube“ und „Wir glauben“ – „Ich glaube an Dich“, „Wir glauben an

⁸ Vgl. G. Chéreau, *De Babel à la Pentecôte. Histoire d'une bénédiction*, in: NRTh 122 (2000) 19–36.

⁹ Vgl. M. Frenschkowski, *Prophetie: Innovation, Tradition und Subversion in spätantiken Religionen*, Stuttgart 2018.

Dich“ , nicht nur an etwas, sondern an Gott, den alle, die glauben, duzen.¹⁰

Es müssen immer die Weltsprachen, also die Sprachen dieser Welt sein, in denen der Glaube sich artikuliert. Es gibt im Christentum, wie in allen Religionen, eine Fachsprache, die knappe Verständigungen unter Kirchenmitgliedern erlaubt; aber es gibt im Christentum keine Heilige Sprache, die sich von den Alltags- und Festtagssprachen der Menschen abkoppelt, weil sie nur durch Distanz von der Welt Gott gerecht werden könnte – auch wenn das Latein eine gewisse Zeit so scheinen mochte. Es muss immer die Sprache der Menschen von heute sein, in denen das Evangelium verkündet wird. Denn das Wesen der Heiligkeit ist nicht Unantastbarkeit, sondern Hingabe. Das Neue Testament ist in der Koine geschrieben, in der griechischen Weltsprache der einfachen Leute. Das Lateinische hat als Volkssprache seine kirchliche Karriere gemacht und ist dann über eine Gelehrten- zu einer katholischen Sondersprache geworden, die in bestimmten Situationen auch heute noch funktioniert, allerdings nicht, wenn andere Sprachen verachtet werden. Die Sprache muss authentisch sein; Lippenbekenntnisse sind tödlich; die Sprachsensibilität des Neuen Testaments ist extrem hoch – weil die Weitergabe des Evangeliums wie der Aufbau der Kirche daran hängt, dass ohne Heuchelei verkündet wird.¹¹

Die Sprache des Glaubens besteht dem Neuen Testament zufolge nicht nur in Worten, sondern auch in Zeichen und Taten: in Zeichen, weil sie andere Sinne als nur die Akustik ansprechen und deshalb die Menschen auf anderen Ebenen als nur in ihrer Rationalität oder Emotionalität erreichen; in Taten, weil Gottes- und Nächstenliebe nicht auseinandergerissen werden können, sondern eine Einheit bilden (vgl. Mk 12,28–34 parr.).

Den Schlüssel zur Glaubenssprache bieten Übersetzungen: von Sprache zu Sprache, von Generation zu Generation, von Kultur zu Kultur, von Kirche zu Welt und zurück. Umberto Eco wird die Sentenz zugeschrieben, die Sprache Europas sei das Übersetzen.¹² Noch

¹⁰ Vgl. J. Ratzinger, Einführung in das Christentum, München 1968, 52–54.

¹¹ Vgl. S. Luther, Sprachethik im Neuen Testament. Eine Analyse des frühchristlichen Diskurses im Matthäusevangelium, im Jakobusbrief und im 1. Petrusbrief (WUNT II/394), Tübingen 2015.

¹² Vgl. U. Eco, *Dire quasi la stessa cosa. Esperienze di traduzione*, Mailand 2003.

viel mehr gilt dies für die Kirche (ohne die es das Projekt Europa nicht gäbe). Das Neue Testament hält eine Fülle von Beispielen bereit, wie in einfacher Sprache die einfache Wahrheit des Glaubens verkündet werden kann – so tief, dass selbst der Abgrund des Todes ausgeleuchtet wird, ohne dass die Hoffnung im Schwarzen Loch einer metaphysischen Depression verschwände, und auf der nach oben offenen Richterskala der Christologie so hoch, dass selbst der himmlische Glanz nicht blendet, sondern anzieht.

Viele Beispiele liefert Paulus, der große Kommunikator des Evangeliums, etwa in einem Bettelbrief, den er nach einer schweren Vertrauenskrise an die Korinther schreibt, um sein Spendenprojekt für die Armen in Jerusalem wieder anzukurbeln:

„Er, der reich ist, ist um unseretwillen arm geworden, damit wir durch seine Armut reich werden.“ (2 Kor 8,9)¹³

Ohne jedes Fachvokabular wird hier in der elementaren Sprache von Armut und Reichtum, also in der Sprache der Menschen, die Paulus vor sich hat, das volle christologische Heildrama entwickelt, das *sacrum commercium*, das die Kirchenväter gerühmt haben, der einzige Deal, auf den Gott sich einlässt, der „fröhliche Wechsel und Streit“, den Jesus nach Luther angezettelt hat. Ob man den kurzen Satz von der Lebensgeschichte Jesu oder vom Weihnachtsevangelium her zur Anschauung bringen will, ob von der Passion und Auferstehung oder von der Präexistenz und Menschwerdung her – immer wird deutlich, dass Jesus alles tut, um die Menschen zu retten, die der Erlösung bedürfen und sie im Glauben erlangt wissen. Ohne eine knallharte Hamartologie, die über moralische Verfehlungen hinaus das katastrophale Unheil in dieser Welt entlarvt, ist das paulinische Evangelium nicht zu haben, aber auch nicht ohne den Glauben an die Auferstehung, also den Sieg der Liebe Gottes über den Hass und die Gewalt, die Not und den Tod.

Wie sich die Kirche heute in ihrer Sprache ändern muss, kann sie an diesem Beispiel sehen. Sie muss vor allem die Sprache der Bibel selbst lernen – nicht als Fremdsprache, sondern als Herzenssprache, um zu erkennen, wie frank und frei sich das Geheimnis des Glaubens aussprechen lässt und dass „einfach“ nicht „simpel“ heißt, son-

¹³ Vgl. T. Söding, *Der Gottessohn aus Nazareth. Das Menschsein Jesu im Neuen Testament*, Freiburg i. Br. 2006, 313–318.

dern eindeutig und einladend. Vor allem wird durch eine genaue Lektüre der biblischen und speziell der neutestamentlichen Schriften deutlich, dass es nötig ist, aus dem Vollen zu schöpfen, um die einfachen Wahrheiten sagen zu können. Im Zweiten Korintherbrief wählt Paulus das Paradigma Reich und Arm, um das christologische Heilsgeschehen zu verkünden. Einer seiner Schüler wählt im Epheserbrief das Beispiel Draußen und Drinnen, Exklusion und Inklusion, Rechtlosigkeit und Bürgerrechte, um die Kirche als Reich des Friedens zu verkünden, das Judenchristen und Heidenchristen, einst getrennt, zutiefst verbindet, weil Jesus sein Fleisch und Blut für die Menschen hingegeben hat:

„¹³ Jetzt aber, in Christus Jesus, seid ihr, die ihr einst fernstandet, nahegekommen – durch das Blut Christi. ¹⁴ Denn er selbst ist unser Friede, er, der die beiden vereint und die Trennmauer der Feindschaft niedergelegt hat – in seinem Fleisch [...]“ (Eph 2,13f.)¹⁴

In den Pastoralbriefen, die wegen ihrer Frauenfeindlichkeit im schlechten Ruf stehen, kann aber doch immerhin das ganze Evangelium in einem einzigen Satz konzentriert werden, der viele Sätze der Anschauung inspiziert:

„Jesus Christus kam in die Welt, Sünder zu retten“,

und diesen Satz auf den zu beziehen, der ihn – *idealiter* – spricht:

„[...] , deren erster ich bin. Aber mir ist deshalb Barmherzigkeit erwiesen worden, damit Jesus Christus bei mir als erstem seinen ganzen Großmut aufweist, denen zum Vorbild, die künftig an Jesus Christus glauben – zum ewigen Leben.“ (1 Tim 1,15f.)¹⁵

Gegenwärtig fehlt es an Mut, eine solche Sprache zu sprechen, die nicht vor lauter Angst, etwas Falsches zu sagen, sich entweder auf ein Arsenal theologischer Formeln, gar noch aus der Heiligen Schrift, zurückzieht, das die theologische Argumentation munitio-

¹⁴ Vgl. A. Sherwood, *Paul and the Restoration of Humanity in Light of Ancient Jewish Traditions* (AGJU 82), Leiden 2013, 211–222.

¹⁵ Zur literarischen Technik personalisierter Soteriologie vgl. A. Merz, *Die fiktive Selbstausslegung des Paulus. Intertextuelle Studien zur Intention und Rezeption der Pastoralbriefe* (NTOA/StUNT 52), Göttingen 2003.

nieren soll, oder auf eine gnadenlose Banalisierung des Evangeliums verfällt, das angeblich allen Menschen guten Willens einleuchten muss, aber unglaubwürdig ist, weil es gar nichts mehr zu glauben gibt: kein Geheimnis, kein skandalöses „Wort vom Kreuz“ (1 Kor 1,18), keine unglaublich gute Osterbotschaft. Was es im Überfluss gibt, sind moralische Appelle, am liebsten an andere, die von der Migration und Integration bis zur Inklusion alle gesellschaftlichen Probleme lösen sollen, was angeblich mit gutem Willen gelingen müsse. Die Gottesbotschaft wird in kleiner Münze ausgezahlt: Überzeugen kann das niemanden. Wer die Literatur dieser Tage liest, von Peter Handke bis Patrick Roth, von Ulla Hahn bis Felicitas Hoppe, wer die Filme von Wim Wenders schaut, wer in Ausstellung von Georg Baselitz oder Markus Lüpertz geht, würde nicht im Traum auf die Idee kommen, die Bilder der Bibel, ihre Geschichten und Gebete seien verbraucht. Wer den Spott internalisiert hat, das Christentum antworte auf Fragen, die niemand stelle, hat die Entdeckung noch vor sich, dass die urchristlichen Missionare ihre erste Aufgabe darin gesehen haben, die richtigen und wichtigen Fragen zu stellen, ohne bereits alle Antworten parat zu haben.

Die Theologie muss in ihrem Sprachduktus kompliziert sein dürfen, um der Einfachheit des Glaubens den Rücken frei zu halten und die Kurzformeln des Glaubens vor Verkürzungen zu bewahren. Die Theologie reflektiert, in welchen Geschichten die Bekenntnisse des Glaubens zur Anschauung kommen, sodass ihre Genese ihre Geltung vermittelt, und auf welche Begriffe die Glaubensgeschichten gebracht werden, sodass sie nicht blind werden, sondern als Glaubenszeugnisse weiter erzählt werden können, am besten mitten hinein in das Leben der Leute von heute.

4 Die Option für Wachstum

Für die Kirche in Deutschland sind derzeit Rückbaumaßnahmen typisch. Katholische und evangelische Kirchen, Schulen und Krankenhäuser werden geschlossen, Pfarreien zusammengelegt, Priester- und Predigerseminare aufgehoben. Weltweit ist die Lage anders: Das Christentum wächst, besonders in Asien und Afrika, den jungen Kontinenten. In Mittel- und Westeuropa sieht es anders aus: nicht nur im atheistischen Halbmond, der von Tschechien über Ost-

deutschland bis nach Schweden reicht, sondern auch in weiten Teilen nicht nur West- und Süddeutschlands, sondern auch West- und Südeuropas. Auf Wachstum zu setzen, scheint absurd. Das genau könnte der Fehler sein – weil Kategorien von gestern die Zukunft von morgen zu beherrschen drohen.

Wo hierzulande, Gott sei Dank, einmal Flagge gezeigt wird, etwa im Mission Manifest¹⁶, fehlt die Leichtigkeit. Mission ist, neutestamentlich betrachtet, Befreiung. Um Begeisterung für Gott entfachen zu können, muss sie akzeptieren, dass Menschen sich wenig oder gar nicht für Gott interessieren. Katholisch kann man auch sozusagen hinter der Kirchensäule sein, weil man zu einer Gemeinschaft gehört, die den Schwachen Schutz bietet. Typisch katholisch ist, dass man für andere mitgehen, mitbeten, mitglauben kann: eine Milde, an der sich jeder Rigorismus bricht, eine Fürsorge, die Engagement fördert, eine Stellvertretung, die Freiräume schafft. Die Neuen Geistlichen Bewegungen haben auf Dauer nur dann eine Chance, wenn sie – wie früher die Orden – nicht wollen, dass alle Gläubigen zu ihnen stoßen, sondern wenn sie wollen, dass möglichst viele ihren eigenen Glaubensweg gehen. Sonst führt der Weg in die Sekte.

Freilich ist nicht die Ambition das Problem, sondern die Resignation. Wer heute hierzulande fragt, wo und wie die Kirche wachsen will, erntet erstaunte bis entsetzte Reaktion. Das ist ein Ausdruck des Problems: der Unsicherheit, ob die Botschaft Jesu Glauben und das Wort der Kirche Gehör heute und in Zukunft finden werden oder ob das Evangelium seine besten Zeiten schon hinter sich hat. Bei der Problemlösung hilft nicht Pfeifen im Walde, sondern Konzentration auf die originären Wachstumskräfte, ohne die es die Kirche nicht gäbe und ohne die sie sich nicht permanent veränderte.

Jesus selbst hat in seiner Reichgottespredigt auf Wachstum gesetzt – nicht, weil er einem Fortschrittsglauben gefrönt hätte, der Gottes Reich als Ergebnis eines evolutionären Optimierungsprozesses sehen würde, auch nicht, weil er der Auffassung gewesen wäre, man könne den Glauben quantifizieren, aber durchaus deshalb, weil er Gott am Werk sieht, den Schöpfer und Erlöser. Deshalb erzählt er Gleichnisse von Saat, Wachstum und Ernte: vom Sämann,

¹⁶ Vgl. J. Hartl, K. Wallner, B. Meuser (Hg.), Mission Manifest. Die Thesen für das Comeback der Kirche, Freiburg i. Br. 2018.

der seinen Samen aufs Feld streut und eine üppige Ernte erzielt, obgleich der Blick sich übers Jahr an den Misserfolgen festmacht (vgl. Mk 4,3–9), von einem Bauern, der weiß, dass bei aller Agrartechnik nicht er, sondern die Natur den Samen sprießen und die Ähren reifen lässt (vgl. Mk 4,26–29), und von einem Gärtner, der ein Senfkorn in die Erde legt, aus dem eine große Staude wächst, so groß, dass Vögel in dem Strauch nisten können (vgl. Mk 4,30–32).¹⁷

Diese Wachstumsszenarien hat das Urchristentum kreativ umgesetzt. Es hat klein angefangen, ist aber groß herausgekommen – weil es nicht sektiererisch, sondern profiliert und attraktiv gewesen ist: durch seine Botschaft, seine Liturgie und Diakonie, seine Gemeinschaft. Wachsen heißt: größer, aber auch tiefer werden.

Das neutestamentliche Größenwachstum erfolgt ohne Unterstützung von außen, vielmehr gegen den starken Druck einer Gesellschaft, die zwar religiös ist, aber Religion nicht mit Ethik verbindet, sondern mit Politik und Pietät, mit Ritus und Loyalität. Das Judentum hat bereits Gottes- und Nächstenliebe, personale und ekklesiale Identität vereint. Das Christentum macht daraus im Namen Jesu ein globales Projekt: ein Gott für alle – und alle für den einen Gott. Wer im Glauben weiß, nicht vielen Göttern Reverenz erweisen zu müssen, sondern sich auf den einen und einzigen Gott konzentrieren zu können, ist aus einem System konkurrierender Religionspflichten befreit, ohne religiös obdachlos geworden zu sein. Wer im Glauben erkennt, dass Kaiser und Könige, Herren und Knechte, Junge und Alte, Männer und Frauen ein und denselben Gott über sich haben, und zwar auf der ganzen Welt, muss zwar dagegen kämpfen, die herrschende Ordnung als sanktioniert zu erachten, kann aber jede irdische Hierarchie relativieren. Wer im Glauben sieht, dass Gottes- und Nächstenliebe eine Einheit bilden, kann Ritus und Ethos verbinden – und erzählen, warum beides zusammengehört. Das hat überzeugt. Man kann äußere Faktoren nennen, die das Wachstum befördert haben: den Verzicht auf die Beschneidung, die Spiritualisierung und Moralisierung der Reinheitsgebote, die Bereitschaft, zu neuen Ufern aufzubrechen, sodass die vergleichsweise gute Infrastruktur des Imperium Romanum gut genutzt werden konnte; aber all diese Faktoren haben tiefe Ursachen im Evangelium selbst.

¹⁷ Vgl. S. W. Henderson, *Christology and Discipleship in the Gospel of Mark* (SNTSMS 135), Cambridge 2006, 97–135.

Das Größenwachstum braucht einen guten Plan und eine klare Organisation. Beides hat mit strategischem Blick Paulus entworfen: Die Kirche bildet sich an den Knotenpunkten der antiken Welt, den Hotspots der Kultur, den Krisenherden der Gesellschaft – vor allem in den Städten. Wie von Jesus selbst vorgeschlagen (vgl. Mk 6,6b–13 parr.), wird die Gastfreundschaft, eine der großen Tugenden in der Antike, zur Schwelle, über die das Evangelium in die Häuser und Familien gelangt. Dadurch werden die Hausgemeinden zu Versammlungsorten, Anziehungspolen und Ausstrahlungsquellen. Sie sind auf Wachstum angelegt – und pflanzen sich durch Zellteilung fort, wenn sie zu groß werden. Die christlichen Gemeinden versuchen von Anfang an, nicht Parallelgesellschaften mit möglichst geschlossenen Strukturen aufzubauen, sondern sich nach den jesuanischen Bildern vom Salz der Erde und Licht der Welt (vgl. Mt 5,13–16) in die antiken Gesellschaften einzubringen, freilich mit dem Bewusstsein, Avantgarde zu sein und nicht eine kleine Elite bleiben, sondern Vorposten einer neuen Welt sein zu wollen.

Für Paulus ist es ein Qualitätskriterium des Gottesdienstes, dass Außenstehende und Unkundige – griechisch: *idiotai* – die Chance haben, zu verstehen, was gefeiert wird:

„²³ Wenn also die ganze Gemeinde in eins zusammenkommt und alle in Zungen reden, es kommen aber Unkundige oder Ungläubige herein, werden sie nicht sagen: ‚Ihr seid verrückt?‘ ²⁴ Wenn aber alle prophetisch reden, und es kommt ein Unkundiger oder Ungläubiger herein, wird er von allen geprüft und von allen beurteilt, ²⁵ das Verborgene seines Herzens wird offenbar, und so wird er auf sein Angesicht fallen und verkünden: ‚Wahrhaftig, Gott ist mitten unter euch!‘ (Jes 45,14; Sach 8,23).“ (1 Kor 14,23–25)¹⁸

Die Liturgie war ein hervorragender Ort der Mission – wegen der Sprache der Prophetie, die es wahrlich niemandem einfach macht, aber genau deshalb Klarheit schafft: Durch eine theologische Herzdiagnose wird die Gegenwart Gottes inmitten der Gemeinde

¹⁸ Vgl. P. Pokorny, Christliche Verkündigung als Modell des hermeneutischen Prozesses nach 1Kor 14,23–26, in: ders. (Hg.), Philosophical hermeneutics and biblical exegesis. Beiträge des Symposiums „Philosophische Hermeneutik und Biblische Exegese“ in Prag vom 31. Oktober bis 3. November 2001 (WUNT 153), Tübingen 2002, 245–251.

erkannt – wie Israel es für das Ende der Zeit auf dem Zion erwartet, wohin die Völker pilgern werden. Für Paulus bemisst sich die Qualität des Gottesdienstes nicht nur an der Feierlichkeit, sondern auch an der Verständlichkeit. Der Sinn für Sprache und die Option für Wachstum passen hier genau zusammen.

Dem Breiten- entspricht das Tiefenwachstum. Das Urchristentum ist eine Bildungsreligion, die von Anfang an auf die intensive Auseinandersetzung mit dem Evangelium setzt, auf lebenslanges Lernen und intensives Nachdenken. Der Epheserbrief fasst dieses Bildungsprogramm in einer Satzkaskade:

„¹¹ Und er hat eingesetzt die Apostel, aber auch die Propheten und die Evangelisten, die Hirten und Lehrer, ¹² um die Heiligen zu rüsten für das Werk des Dienstes, für den Aufbau des Leibes Christi, ¹³ bis wir alle hingelangen zur Einheit des Glaubens und zur Erkenntnis des Sohnes Gottes, zum reifen Menschsein, zum vollen Maß des Wachstums in Christus, ¹⁴ damit wir nicht mehr unmündig sind, durcheinandergebracht und umgetrieben von jedem Windstoß einer Lehre, durch das Würfelspiel von Menschen, durch Verschlagenheit, die auf Lug und Trug aus ist, ¹⁵ sondern die Wahrheit in Liebe bezeugen und in allem auf ihn hin wachsen, der das Haupt ist: Christus, ¹⁶ durch den der ganze Leib, zusammengefügt und -gehalten durch jedes Stützband, gemäß der Kraft, die jedem einzelnen Teil zugemessen ist, das Wachstum des Leibes macht, zum Aufbau seiner selbst in Liebe.“
(Eph 4,11–16)¹⁹

In der Nachfolge der Apostel und Propheten haben die Evangelisten, Hirten und Lehrer einen Bildungsauftrag: Sie sollen nicht nur Sicherheit, sondern auch Mündigkeit im Glauben vermitteln. Sie sollen die Gläubigen nicht klein halten, sondern wachsen lassen. Die Einzelnen stehen im Blick, aber auch die Gemeinschaft. Das Wachstum hat ein klares Ziel: die Verbindung mit Jesus Christus; es hat auch ein wirksames Mittel: Liebe. Die Verbindung ist nicht idealistisch, sondern realistisch. Es gibt kein anderes Wachstum als jenes, das auf die Anziehungskraft und Gestaltungskraft der Wahrheit setzt.

¹⁹ Vgl. A. Vanhoye, *I carismi nel Nuovo Testamento*, Rom 2011.

Die Kirche der Gegenwart braucht ein Wachstumskonzept, das nachhaltig und umweltverträglich ist. Es muss realistisch, aber ehrgeizig sein. Die Kirche braucht sich nicht den Zahlenspielen von Mitgliedsstatistiken auszuliefern. Sie muss sich auf ihre Stärken besinnen. Sie darf nicht nur dorthin sehen, wo etwas nicht funktioniert. Es ist klar, dass diejenigen, denen die hergebrachte Kirche ans Herz gewachsen ist, nur Abbruch sehen, wo Veränderungen eintreten. Es bricht auch tatsächlich vieles weg – und zwar vollkommen zu Recht, wenn es keine Kraft mehr hat, so bedauerlich es auch sein mag. Nur wächst gleichzeitig vieles – vielleicht weniger als sonst, aber vielleicht verborgener, vielleicht stiller, vielleicht bunter. Das darf nicht übersehen werden; es muss gehegt werden – Gott wird es wachsen lassen, wenn es etwas taugt, wie Paulus schon den Korinthern ins Stammbuch geschrieben hat (vgl. 1 Kor 3,6).²⁰

Die Wachstumsoption zu ziehen, erfordert, den Blick zu weiten: zum einen für die ganze katholische Kirche und all die Initiativen weltweiter Solidarität, die es jetzt schon gibt, die aber zu ermüden scheinen, wenn nicht die religiöse Lebensader den Körper mit Blut versorgt, und zum anderen für die Bildungsarbeit von Eltern und Großeltern wie von Schulen, die zwar keineswegs immer das gewünschte und erhoffte Ergebnis erzielen, die es aber erst einmal wahrzunehmen, wertzuschätzen und zu stärken gilt. Wachstumsszenarien, die an der Vergangenheit, an der Volkskirche, Maß nehmen, sind von vornherein verfehlt. Wachstumsziele, die auf Qualität setzen, auf Bildung, die Glaube und Freiheit verbindet, Selbstbestimmung und Kirchenmitgliedschaft, sind zielführend. Hier müssen noch viele Lektionen gelernt werden, am stärksten bei den Kirchenleitungen. Das Tiefenwachstum ist im Neuen Testament die Voraussetzung für das Breitenwachstum und kann dann von ihm profitieren: durch die Weitung des Blicks und die Auseinandersetzung mit neuen Herausforderungen. Wenn die breite Präsenz der Kirche bröckelt, wird es an Tiefe gefehlt haben. Wenn tiefe Wurzeln das Wachstum tragen sollen, muss mit dem Säen ganz von vorn angefangen und mit viel Zeit gerechnet werden – wie beim Gleichnis vom Sämann.

²⁰ Vgl. C. G. Müller, Gottes Pflanzung – Gottes Bau – Gottes Tempel. Die metaphorische Dimension paulinischer Gemeindeftheologie in 1Kor 3,5–17 (FuSt 5), Frankfurt a. M. 1995.

5 Die Zeit für Kooperation

Im Zentrum der gegenwärtigen Reformdebatte steht die Suche nach einer neuen Balance zwischen Macht und Kontrolle. Sie zu finden, ist für die katholische Kirche notwendig und schwierig, weil sie nach der Aufklärung auf starke Kleriker gesetzt hat, die, überzeugt und engagiert, gut ausgebildet und im Kirchenvolk akzeptiert, im Zeichen geistlicher Prägung alle wesentlichen Entscheidungen – von der Gottesdienstordnung bis zu den Finanzen, vom Personal bis zur Katechese – letztverantwortlich zu treffen hatten, und weil die katholische Kirche mit dieser Strategie lange Zeit sehr erfolgreich gewesen ist. Das Zweite Vatikanische Konzil hat mit einer enormen Aufwertung des Bischofsamtes, mit einer außerordentlichen Sakralisierung und einer nie gekannten Machtfülle noch nachgerüstet. Jetzt ist der Zenit weit überschritten. Es gilt, neue Formen der Kooperation zu finden, obgleich es fast schon zu spät scheint. Die Krise kann aber der Katalysator neuen Denkens sein.

Wer die Entwicklung der katholischen Ekklesiologie kritisch analysiert, erkennt, dass das theologische Potenzial des Neuen Testaments nicht ausgeschöpft ist. Zwar kommt die Konzentration auf den Dienst der Bischöfe, Presbyter und Diakone, der durch Handauflegung und Gebet übertragen wird, nicht von ungefähr, sondern ist durch die damaligen Reformer, denen die Pastoralbriefe an Timotheus und Titus verdankt werden, vorgespurt. Aber die Basis dieser Entwicklung ist vielfach aus dem Blick geraten. Sie liegt in der paulinischen Charismenlehre. Der Apostel hat sie nicht nur als ein Sprungbrett für den Anfang, sondern als eine Grundlage der gesamten Kirche entwickelt (unabhängig von der Frage, wie viel Zeit er ihr gegeben hat).²¹ Paulus nennt im Ersten Korintherbrief wie im Römerbrief verschiedene Beispiele für Gnadengaben, die das gesamte kirchliche Leben betreffen: die Verkündigung und Feier des Wortes Gottes ebenso wie die Diakonie, die Katechese ebenso wie die Predigt, die Intensivierung der Gemeinschaft ebenso wie die Mission. Paulus nennt Dienste des Wortes: Apostel, Propheten, die die

²¹ Vgl. T. Söding, Wer die Kirche aufbaut. Eine theologische Reflexion im Kontext der gegenwärtigen Pastoralentwicklung, in: *Com(D)* 44 (2015) 647–657; ders., Gottes Gaben für den Aufbau der Kirche. Ungehobene Schätze neutestamentlicher Ekklesiologie, in: *PThI* 36 (2/2016) 7–19.

Geister unterscheiden können, und Lehrer, aber auch Weisheit und Erkenntnis. Er nennt Dienste der Tat: Heilung, Leitung, Mahnung, die mit Werken der Barmherzigkeit verbunden sind. Er nennt auch verstörend intensive Dienste religiöser Ekstase: die Glaubenskraft, Berge zu versetzen, die mit Wundern der Solidarität verbunden ist, und das Zungenreden, das mit der Gabe der Übersetzung einhergehen soll.

Ihre theologische Pointe ist die Verbindung von Spannungen, die ein enormes Energiepotenzial aufbauen. Die erste Verbindung ist die zwischen Gnade und Verantwortung. Charismen sind zu hundert Prozent Geschenke Gottes und zu hundert Prozent menschliche Kompetenzen. Teils sind sie natürliche Talente oder kulturelle Techniken, die in die Kirche eingebracht werden, teils sind sie Fähigkeiten, die sich erst im Kontakt mit dem Evangelium entzünden. In jedem Fall sind sie nicht nur spontane Einfälle, sondern verbindliche Dienste. Sie sind gegeben, damit andere Nutzen davon haben.

Die zweite Verbindung ist die von Einheit und Vielfalt. Alle Charismen haben eine einzige Quelle, Gott, den Kyrios Jesus, den Heiligen Geist. Für den Apostolat gilt das nicht anders als für die Diakonie und für das Lehren nicht anders als für das Beten. Aus dieser einen Quelle aber strömt ein großer Reichtum, der sich genau deshalb nicht durch Konkurrenz, sondern durch Kooperation definiert. Paulus muss gegen die in Korinth herrschende Meinung anschreiben, dass nur einige wenige „Starke“ die Kirche tragen, während viele „Schwache“ sie lähmen. Eine solche Einstellung ist für den Apostel schlechte Theologie. In Wahrheit gilt es zu erkennen, dass niemand ohne Gabe ist und dass nur die Anerkennung Anderer die eigenen Stärken entwickeln lässt. Diese Dialektik von Vielfalt und Einheit hat das Leib-Christi-Bild ekklesiologisch unterfangen (vgl. 1 Kor 12,13–27).

Mit Paulus charismen-theologisch anzusetzen, um die Ekklesiologie neu zu öffnen, löst einen starken Reformimpuls aus. Der oft beschworene Gegensatz von Charisma und Amt ist – neutestamentlich betrachtet – keiner, weil das Amt selbst ein Charisma ist – ein Geschenk Gottes, ein Wirken des Heiligen Geistes, das anderen nützt und sich von anderen nicht nur durch ein Mehr an Gnade, sondern durch einen spezifischen Dienst unterscheidet. Nach dem Epheserbrief und den Pastoralbriefen haben die Evangelisten, die Lehrer und Hirten, die Bischöfe, Presbyter und Diakone in der Nachfolge

der Apostel die Aufgabe, die Kirche zu leiten: Sie sollen das Wachstum fördern, indem sie die Sprache des Evangeliums lernen und lehren; sie sollen Charismen wecken und anerkennen, die miteinander kooperieren.

Dieses Potenzial auszuschöpfen, heißt zuerst, die basale Gleichheit aller in der Kirche nicht nur aufgrund ihrer Taufe, sondern aufgrund ihres Dienstes anzuerkennen. Es heißt dann, die Hierarchie streng auf die Herrschaft Jesu Christi in seiner Kirche und über seine Kirche zu beziehen. Der Dienst der Bischöfe und der Priester, der sachgerecht mit der Leitung von Ortskirchen und Pfarreien verbunden ist, muss *communio*-theologisch aufgeschlossen und in Wechselverhältnisse zwischen allen Gläubigen eingebunden werden. Der paulinische Ansatz begründet Partizipationsmöglichkeiten und -rechte aller Kirchenmitglieder an Führungsaufgaben, ohne dass allgemeine Gleichmacherei eingeführt würde. Bei den Charismen anzusetzen, führt aus einer doppelten Kalamität: der Fixierung auf die „Weihe“, wie sie für den Katholizismus der Moderne typisch geworden ist, und das Insistieren auf dem allgemeinen Priestertum, wie es im Neoprottestantismus typisch geworden ist, wonach aufgrund der Taufe alle alles in der Kirche könnten, aber mit Rücksicht auf die gute Ordnung akzeptierten, dass nur einige die kirchlichen Dienste der Gemeindeleitung, der Predigt und der Sakramentenverwaltung übernehmen. Die Taufe verbindet alle, die an Jesus Christus glauben. Die Charismen unterscheiden sie, damit sie im lebendigen Organismus der Kirche kooperieren können.

Über die übliche Unterscheidung zwischen Vollzeit- und Ehrenamt geht dieser Ansatz weit hinaus. Er nutzt den Kairos einer Zeit, die auf den Glauben in Freiheit setzt, um eine neue exegetisch-theologische Tiefenbohrung anzusetzen, die Frischwasser in die kirchlichen Wasserleitungen führt – so gutes, dass neue Leitungen gelegt werden müssen.

6 Veränderungen von Anfang an

Das Neue Testament ist kein Rezeptbuch für Kirchenreformen. Aber es gibt Impulse, den Status quo auf den Prüfstand zu stellen, die Tradition zu vitalisieren und die Chancen der Gegenwart zu entdecken. Den Sinn für Sprache zu schärfen, die Option für Wachstum

zu ziehen und die Chance zur Kooperation zu nutzen, gehört zusammen und ist nur ein Teil jenes enormen Änderungspotenzials, ohne dessen Nutzung die Kirche längst untergegangen wäre. Die Kirche war nie statisch. Sie ist von Anfang an im Aufbruch. Sie wird von Menschen getragen, die sich permanent verändern – und durch den Glauben diesen Änderungen Gestalt und Gewicht geben können; sie hat Strukturen, die von Anfang an aus der innovativen Verbindung diverser Traditionen hervorgegangen sind, damit der Glaube von Menschen ein Zuhause, einen Weg, ein Ziel finden kann. In der gegenwärtigen Krise wäre nichts schlimmer als Erstarrung. Zweckoptimismus ist schal. Aber es hieße, an Gott selbst zu zweifeln, wenn geurteilt würde, die Kirche habe ihre besten Zeiten hinter sich. Die Kirche anders oder eine andere Kirche zu wollen, heißt, die Umkehrbotschaft Jesu aufzunehmen und die Hoffnung auf das Reich Gottes in ein produktives Verhältnis zum gegenwärtigen Glaubenszeugnis zu bringen.